

«Die Unternehmen haben eine große Bildungsverantwortung»

Was ist gute Bildung? Wer ist dafür zuständig? Was ist Begabung, was Talent? Und was machen wir damit? Die Schweizer Bildungsforscherin Margrit Stamm hat nach jahrzehntelanger Forschung einige Antworten parat.

Interview: Ruth Hafen



Margrit Stamm, Sie sind Direktorin des Forschungsinstituts Swiss Education. Woran arbeiten Sie gerade?

Vor ein paar Monaten habe ich eine Längsschnittstudie zum Thema Talent, «Talentscout 60+», abgeschlossen. Es geht um Leute, die auf dem Weg in die Pensionierung sind. Wir haben untersucht, über welche Ressourcen und Potenziale diese Menschen verfügen und wie sie diese Ressourcen nachher als Pensionierte brauchen.

Welche Ergebnisse haben Sie erstaunt?

Uns hat erstaunt, über wie viele und vielfältige Talente die Untersuchten verfügen. Wir haben Talent definiert als Kompetenzen, die jemand in jahrelangem intensiven Training erworben hat. Gleichzeitig hat uns erstaunt, wie wenig diese Kompetenzen, Talente und Expertisen systematisch in unserer Gesellschaft nachgefragt und angewendet werden. Wir machen in unserer Studie Vorschläge, wie man im Zuge des «War on Talents» die Generation 60+ einsetzen könnte. Heute spricht man meist nur davon, wie viel das Alter kostet. Wir möchten den Blick auf das Potenzial dieser Leute richten, dafür ist jedoch die Sensibilität noch nicht genügend vorhanden.

Sie schreiben in einem Artikel über «Die neue Epidemie der Talente». Was ärgert Sie an diesem Thema?

(lacht) Eigentlich ist es ja schön, dass in der Schweiz jetzt endlich die Talente, Begabungen und Potenziale wahrgenommen werden. Ich habe über 20 Jahre dafür gekämpft, dass man vom Defizitblick wekommt. Mir fällt aber auf, wie oft nun der Talentbegriff missbraucht wird. Talent muss nun für alles Mögliche herhalten. Wenn man einen Lehrling sucht, heißt es dann «wir brauchen Ihr Talent». Die Absicht dahinter mag wohl gut sein, aber eigentlich will man einfach Leute, die einen guten Schulabschluss haben oder geeignet wären, eine solche Lehre anzutreten. Der Begriff wird dermaßen inflationär gebraucht, dass er sich selber entwertet. Wenn man den Lehrling dann hat, wird er meist nicht mehr besonders gefördert, von Talent ist dann plötzlich keine Rede mehr. Das kritisiere ich.

Mit dem Talent ist es doch wie mit dem Autofahren: Jeder meint, er sei besonders begabt in dem, was er tut. Wo verläuft die Grenze zwischen Begabung und Hochbegabung?

Ein Beispiel: Anfang Juli hatte ich einen Vortrag vor vielen Lehrkräften. Dort sprach ich von Hochbegabung und definierte sie als überdurchschnittliche Befähigung in einem bestimmten Bereich, der sich eindeutig von den Fähigkeiten

anderer abhebt, wo man merkt: Hier ist etwas Außergewöhnliches vorhanden. Einige Zuhörer haben interveniert und mir gesagt, jedes Kind habe doch eine Begabung. Das ist zwar ein schöner Gedanke: Jedes Kind hat eine Grundbegabung, sei das im sozialen oder emotionalen Bereich, im sportlichen oder manuellen. So wird kein Kind diskreditiert, es wird nicht gewertet. Andererseits scheint in der Ausbildung junger Lehrkräfte das weit Überdurchschnittliche, das Überragende, immer noch einen schweren Stand zu haben. Es hat etwas Negatives. Wenn jemand herausragt, will man das nicht wahrhaben, das ist etwas, das nicht demokratisch ist. Das finde ich problematisch an unserem Bildungssystem. Man spricht zwar von Begabung, aber «Hoch»-Begabung soll es dann auch wieder nicht sein.

Gibt es Länder oder Bildungssysteme, die besser mit dem Thema umgehen?

Vor allem die asiatischen Länder haben eine höhere Leistungsorientierung, wo die Besten der Besten auch spezifisch gefördert werden. Oder Deutschland, das zwischen 20 und 30 Begabtenförderwerke hat, in denen Jugendliche aus ganz unterschiedlichen Milieus gefördert werden. Auch in Österreich ist der Hang zur Nivellierung von Begabung nicht so ausgeprägt wie in der Schweiz. Hochbegabung wird schnell einmal als anrühlich empfunden oder man sagt sofort, da stecken ehrgeizige Eltern dahinter.

Vor ein paar Jahren hat ja «Tiger Mom» Amy Chua mit einem Buch über ihre Erziehungsprinzipien ziemlich Furore gemacht.

Was sie schreibt, war eine enorme Provokation für europäische oder amerikanische Leser, weil sie sehr klar und ehrlich darlegt, was sie von ihren Kindern fordert, wie sie sie formt und unter Druck setzt. Ich denke, das ist eine sehr zugespitzte Praxis, die sie da schildert. Trotzdem sehen sich vielleicht manche Eltern im weitesten Sinn in solchen Aussagen gespiegelt, weil sie selbst – zum Teil sehr verdeckt – auch viel von ihren Kindern fordern, und dabei auch mit Liebesentzug und großem Druck operieren. Sie tun dies jedoch meist im Verborgenen und weniger extrem wie Amy Chua. Vor allem in der Mittel- und Oberschicht ist der Ehrgeiz verbreitet; das eigene Kind soll besser abschneiden als das Nachbarskind.

Ist die durchgetaktete Freizeit mancher Kinder ein Hinweis darauf?

Das sehe ich genau so. Die Förderkurse, die schon ganz früh beginnen, die beste Kita muss es sein, dies erfordert dann eine ganz durchgetaktete Wochenstruktur. Dies erachte ich

zwar nicht als weiter schlimm. Aber problematisch finde ich, wenn Eltern ihren eigenen Ehrgeiz verdecken und diesen stattdessen damit legitimieren, dass ihr Kind eben so stark interessiert sei an den Förderkursen.

Derzeit ist die frühkindliche Bildung ein viel diskutierter Begriff. Was steht dahinter?

Das Ziel der frühkindlichen Bildung war ursprünglich, die Kinder ganzheitlich zu fördern, ihren Fähigkeiten und Kapazitäten entsprechend und in allen Bereichen: im sensorischen, motorischen, im manuellen und emotionalen sowie im sozialen Bereich. Die Forschung beweist denn auch, dass Kinder sehr früh adäquat gebildet werden können, jedoch im Sinn einer ganzheitlichen Bildung und Förderung. In den vergangenen Jahren, vielleicht auch im Zusammenhang mit dem Wettbewerbsdenken unserer Gesellschaft und der Globalisierung, hat sich die Botschaft der Frühförderung und -bildung leider so verengt, dass man sie oft auf das frühe Lesen und Rechnen lernen und auf andere kognitiv orientierte Kompetenzen verkürzt. Man will so früh und so viel wie möglich aus den Kindern raus holen, damit sie einen Vorsprung auf die anderen haben. Heute sind deshalb viele Eltern überzeugt, dass sie schlechte Eltern sind, wenn sie ihr Kind nicht in einen Förderkurs schicken.

Wir haben in unserer Langzeitstudie festgestellt, dass Kinder, die früh unter Druck gesetzt wurden, im späteren Leben im Durchschnitt weniger erfolgreich geworden sind als diejenigen, die entsprechend ihren Interessen gefördert wurden. Druck und unbedingter Elternwille sind langfristig nicht erfolgreich.

Das Gras wächst nicht schneller, wenn man daran zieht ...

Genau. Dieser Grundsatz kann für Eltern sehr schwierig sein. Aber es wäre auch falsch, in Bezug auf die Frühförderepidemie nur den Eltern die Schuld zuzuweisen. Es hat sich in den letzten 15 Jahren auch eine regelrechte Industrie entwickelt. Es gibt für alles Fachleute und Therapieangebote, und die Kinder werden schon in Kita und Kindergarten sortiert in «normal» und «nicht normal». Die Kinder werden einem entsprechenden Angebot zugewiesen und therapiert. Den Eltern wird eingepflegt, dass man dringend etwas unternehmen müsse, wenn man nicht riskieren wolle, dass das Kind bleibende Störungen davontrage. Der Gedanke, dass sich bei einem Kind etwas «auswachsen» kann, wie man früher gesagt hat, kommt heute nicht mehr zum Tragen. Viele Eltern lassen sich durch die mediale Angstmacherei beeinflussen.

Hinzu kommt, dass eine regelrechte Therapiekultur entstanden ist: Es bestehen Angebote, die Gemeinden haben Personal eingestellt und müssen die Angebote füllen. Tun sie das nicht, riskieren sie Budgetkürzungen und müssen vielleicht Mitarbeitende entlassen.

Die Schweiz hat ein gutes Schulsystem. Trotzdem schicken immer mehr Eltern ihre Kinder auf eine Privatschule.

Woran liegt das?

Das hat sicher mit der Entwicklung zu tun, die ich gerade beschrieben habe. Seit der PISA-Studie, die aufgezeigt hat, dass die Leistungen der Schweizer Schüler gar nicht so gut sind, wie man geglaubt hat, hat die Wettbewerbskultur enorm zugenommen. Parallel dazu sind auch die Eltern im Zuge der Globalisierung in ihren Berufen immer mehr unter Druck geraten. Viele Eltern wissen heute, was es heißt, in einer Wettbewerbsgesellschaft zu leben, in der konstant hohe Leistung und Präsenz erwartet werden und Zertifikate überaus wichtig sind. Hinzu kommen die Expats, von denen mittlerweile immer mehr in der Schweiz arbeiten und für die oft das Gymnasium die Norm ist, weil sie in ihren Herkunftsländern nur dieses System kennen. Das alles hat dazu geführt, dass vor allem Eltern aus der Mittel- und Oberschicht das Gymnasium im Blick haben und dabei überzeugt sind, dass die Matura das ultimative Tor zum Erfolg sei. Deshalb schicken auch besser situierte Eltern ihr Kind schnell einmal in eine Privatschule, wenn die Schule oder die Lehrer nicht ihren Vorstellungen entsprechen. Dieser Trend existiert vor allem in Großstädten und deren Agglomerationen. Das hat sicher auch mit der Entwertung des Lehrerberufs zu tun, Lehrerinnen und Lehrer werden heute nicht mehr als Experten wahrgenommen, sondern als Berufsleute, die primär viel falsch machen.

Eine komplette Umkehr zu früher, wo der Lehrer sowieso immer Recht hatte?

Mit 22 Jahren habe ich mir noch erlauben können, als Primarlehrerin an einem Elternabend vor die Eltern zu stehen – zwar etwas unbedarft und mit wenig Erfahrung, aber viel Selbstbewusstsein – und ihnen zu sagen, was ich will. In der Gemeinde, in der ich unterrichtete, hatte ich viele Kinder aus gut gebildeten Elternhäusern, aber die haben mir damals geglaubt und das, was ich gesagt oder gefordert habe, abgenickt. Diese Situation hat sich in den letzten 20 Jahren extrem verschoben. Heute werden Lehrpersonen oft nicht mehr als Profis betrachtet, sondern als eine zu kontrollierende Größe.

Sie sprechen auch Expats und deren Erwartungen an. Kann man Bildungssysteme international überhaupt miteinander vergleichen?

Die PISA-Studien sind in ihrer Ausrichtung so angelegt, es werden Ranglisten erstellt. Es gibt aber eine wachsende Forschungsgemeinschaft, die diese Anlage kritisiert. Man gibt beispielsweise zu bedenken, dass Bildung und Schule etwa in China oder Japan eine andere Bedeutung haben als hierzulande. Dort setzen sich Eltern, ja die ganze Familie, viel mehr für den Schulerfolg ihres Nachwuchses ein als etwa in Südamerika. Grundsätzlich ist es deshalb schwierig, Bildung international zu vergleichen, weil jedes Land eine andere Kultur und ein anderes Bildungssystem hat. In der Schweiz etwa machen 66% der jungen Menschen eine Berufslehre und nur 33% gehen aufs Gymnasium. In Spanien, Portugal oder Italien gibt es keine wirkliche Berufsbildung. Darum ist es insgesamt schwierig, durch einen Ländervergleich eine Reihenfolge zu erstellen. In der Schweiz haben wir ein sehr gutes Bildungssystem, wobei die Berufsbildung allerdings unter ihrem Wert verkauft wird.

Dabei ist es genau das Schweizerische Berufsbildungssystem, das im Ausland überall großen Anklang findet.

Genau, auch Barack Obama möchte ein solches System einführen. Unser System bezeichnet man deshalb oft als Exportschlager, aber viele bildungsambitionierte Eltern erachten eine Berufslehre eher als Option für schwache Schüler. In Bezug auf die Expats ist diese Haltung zumindest ein wenig nachvollziehbar, denn nach der Rückkehr in ihr Land hätte das Kind mit einer Schweizer Berufslehre wenig Möglichkeiten.

Bildung ist ein lebenslanges Thema. Als Kinder sind unsere Eltern, später die Schule für unsere Bildung zuständig. Einen Großteil unseres Lebens verbringen wir aber mit Arbeit.

Haben auch die Unternehmen eine Bildungsverantwortung? Die Unternehmen haben eine große Bildungsverantwortung. Es gibt solche, die diese Verantwortung ausgesprochen gut wahrnehmen. Viele setzen sich schon in der beruflichen Grundbildung entsprechend ein und stellen beispielsweise auch Jugendliche ein, die zwar schlechte Schulleistungen haben, aber über Potenzial verfügen, das sich nicht in guten Noten zeigt. Trotzdem setzen aus meiner Sicht zu viele Unternehmen immer noch zu sehr auf Schulnoten und -abschlüsse. Bei unserer Studie «Talentscout 60+» ist aufgefallen, dass viele Betriebe kein Age Management haben. Man stellt die Leute ein, bespricht mit ihnen aber nie, wie sie sich entwickeln oder in welche Richtung sie sich verändern könnten. Hier liegt ein großes Feld brach. Darum gibt es auch viele 50-Jährige, die auf die Frühpensionierung warten. Bei der ganzen Diskussion um den Mangel an Fachkräften blenden viele Firmen den Potenzialentwicklungsprozess einfach aus.

Welche heutigen Bildungsangebote hätten Sie selber gerne gehabt?

Es gibt nichts, das ich auf meinem Bildungsweg vermisst habe. Ich bin ein Kind der 70er-Jahre, also der Zeit der Bildungsexpansion, wo ganz explizit auch Arbeiterkinder gefördert wurden und der Weg ans Gymnasium geöffnet wurde. Als Arbeiterkind konnte ich davon sehr profitieren, sonst hätte ich keine Chance gehabt. Die große Stärke unseres Bildungssystems ist es, dass es nicht mehr nur das Entweder-Oder gibt. Entweder Berufslehre oder Gymnasium. Heute ist das System viel offener und die Tür bleibt auch für Junge offen, die schulmüde sind oder Spätzünder.



Margrit Stamm

Prof. Dr. Margrit Stamm, 65, leitet das Forschungsinstitut Swiss Education in Bern. Bevor sie sich Ende 2012 frühzeitig emeritieren ließ, um ihr Institut aufzubauen, hatte sie den Lehrstuhl für Pädagogische Psychologie und Erziehungswissenschaft an der Universität Fribourg inne. Neben ihrer nationalen und internationalen Bildungsforschung ist sie Gastprofessorin an diversen Universitäten im In- und Ausland und

sitzt in verschiedenen wissenschaftlichen Beiräten von nationalen und internationalen Organisationen. Ihre aktuellen Forschungsschwerpunkte sind: frühkindliche Bildungsforschung, Talententwicklung und Bildungslaufbahnen vom Vorschulalter bis zum späten Erwachsenenalter, Begabungsforschung, abweichendes Verhalten im Jugendalter (Schulabsentismus und Schulabbruch) sowie Berufsbildungsforschung und Migration. Margrit Stamm ist verheiratet und hat zwei erwachsene Kinder.

www.margritstamm.ch